

Der Kunsthalle-Bazar in Bern

Autor(en): **Röthlisberger, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 20

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635265>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Er wollte sich stärken, indem er nach Trostworten in der Bibel suchte. Aber das heilige Buch versagte. Er fand keine Erleichterung. Die unermessliche Last, die auf seinem Herzen lag, wich nicht.

Aus dem Nebenzimmer drang wieder Marias Schreien, das eine Weile verstummt war.

„Er ist nicht schuld,“ schrie sie. „Franz du mußt beten, und sag's dem lieben Gott, daß er nicht schuld war.“ Durch Mark und Bein ging dem Manne das Flehen, das ein Echo fand in seinem eigenen, gemarterten Herzen.

„In einer Stunde kommen sie,“ dachte er und Schweiß trat ihm auf die Stirne.

Der Wunsch, seinem armen toten Sohn die furchtbare Schande, das Entsetzliche nicht antun zu müssen, ihm die Wohltat eines ehrlichen Begräbnisses erweisen zu dürfen, das doch jedem armjeligen Bettler zuteil wurde, stieg heiß in ihm auf.

„Ich kann das nicht allein tragen,“ dachte er. Der Unbeugsame wankte. Eine Schwäche kam über ihn. Er nahm seine Lampe und ging hinüber in seiner Mutter Zimmer. Er wußte, daß sie vor Mitternacht nicht schlafen konnte, und klopfte bei ihr an.

„Verzeiht mir Mutter, daß ich Euch störe,“ sagte er bekümmert. „Ich kann nicht mit mir selber fertig werden. Die Versuchung tritt hart an mich heran. Tue ich unrecht, Mutter, wenn ich Gottfried im Talar begleite? Wer könnte mich darum tadeln, Mutter? Er ist doch mein Sohn und ich bringe es nicht über mich, ihn ohne Segen zu begraben.“ Die Greisin besann sich keinen Augenblick.

„Hast du Leonhard König begleitet?“ frug sie.

„Nein.“

Die alte Frau sah ihren Sohn an.

„Wachet und betet, auf daß ihr nicht in Anfechtung fallet,“ murmelte sie.

„Ich danke Euch, Mutter, ich muß jetzt gehen. Ich bitte Euch, betet für Gottfrieds Seele.“

„Ich begleite dich auf deinem Wege,“ sagte sie und wies auf die Bibel. Er nahm sein Licht und ging hinüber in Marias Zimmer.

„Züs, ich muß jetzt hinunter, die Träger werden bald kommen.“ Sie weinte laut auf.

„O Jesus Gott, so ein Begräbnis.“ Saller berührte mit seiner kalten Hand Marias Stirn. Sie schrak zusammen.

„Nur ein Vaterunser, Franz,“ flüsterte sie eilig, „oder nur ein Gebet.“ Mit ihren großen, febergelühenden Augen sah sie ihn angstvoll an. „Nur ein Gebet, Franz.“ Er seufzte und begab sich hinab zu Gottfried.

Paul Heß wachte immer noch. Auf seinem jungen, sorglosen Gesicht lag der Ernst der zwei letzten Tage.

„Paul,“ sagte der Pfarrer, „ich danke Euch für Eure Treue. Wollt Ihr mir helfen, den Gottfried in den Sarg legen?“ Paul bejahte schweigend.

Die Träger kamen. Scheu grüßten sie. Dann nagelten sie den Sarg zu. Pfarrer Saller nahm seinen Hut. Auch Paul griff nach dem seinen.

„Ihr wollt mitgehen, Paul?“ frug der Geistliche mit erstickter Stimme.

„Er war mein Freund,“ sagte Paul.

Die vier Männer hoben den Sarg auf die Schultern und gingen mit gleichmäßigem Schritt aus der Türe.

Es blieb still im Hause. Die Kinder schliefen. Man hatte ihnen nicht gesagt, wann Gottfried begraben wurde.

Züs öffnete ein Fenster, um dem traurigen Zug nachzusehen. Sie weinte herzbrechend. Aus der Großmutter Zimmer schien ein tröstendes Licht. Durch das offene Fenster hörte man der Pfarrerin Jammerrufe.

„Ein Vaterunser, Franz, nur ein Vaterunser“, scholl es weit in die Nacht hinaus.

Langsam gingen die Männer den Rain bis zur Straße hinunter. Der vorderste trug eine Laterne. Sie warf einen schwankenden Schein vor die Füße der Gehenden. Gespenstisch bewegt sich der Sarg durch die Straßen, in denen die öffentlichen Lampen längst gelöscht waren.

Da schlug es Mitternacht. Langsam verhallten die Schläge. Man hörte in der Ferne das Rufen des Nachtwächters und in der Nähe das Rauschen des Flusses. Pfarrer Saller schauderte.

Kein Mensch war auf der Straße. Die Häuser lagen still und finster da.

„Herr Pfarrer,“ flüsterte Paul, „Ihr tragt ja keinen Talar.“

„Ich brauche keinen,“ sagte düster der Geistliche. Paul blieb stehen.

„Ihr werdet doch an Gottfrieds Grab ein Sterbegebet sprechen wollen?“

„Nein.“

„Um Gotteswillen, Herr Pfarrer, seid barmherzig,“ rief Paul. „Ihr seid doch sein Vater.“ Saller schwieg.

„So kann ich nicht weiter mit Euch gehen,“ sagte Gottfrieds Freund und blieb stehen.

Saller nickte und folgte allein dem Sarge seines Sohnes.

Paul sah ihm nach. Kaum konnte man in der sternlosen Nacht die hagere Gestalt des einsamen Mannes erkennen. Bald verschwand er in der Dunkelheit, und sein Schritt verhallte in der Ferne. —

— Ende. —

Der Kunsthalle=Bazar in Bern.

Vor einigen Tagen besuchte ich in Aarau die diesjährige schweizerische Turnusausstellung, eine umfassende, interessante Veranstaltung des Schweizerischen Kunstvereins, die der Reihe nach alle größeren Städte unseres Landes (Basel, Biel, Zürich, Schaffhausen z.) berührt. Plötzlich werde ich am Arm gepackt; ein echter „Zürihugu“ sprach mich an: „Aber gellert Sie, die Usstellig bikömet Sie aber e mol nit go Bärn, wo

wänd Sie se äu underbringe? Uf em Parlamentsplatz oder im Chlöschäller?“ „Chömet de di nöchsti Wuche zue nis ueche zum Kunsthalle=Bazar“, war meine Antwort „nume nit giprängt, seit dr Bärner, aber gäng hü!“

Die Anrempelung hat mich als Berner doch ein wenig gewurmt und gehegelt, zumal sie innerhalb einiger Jahre nur eine von vielen bildete. Zürich hat nun seit mehr denn



Kunsthalle-Bazar in Bern: Gruppe aus dem Umzug vor dem Vorbau.

Jahresfrist in seinem Kunsthaus ein geradezu ideales Ausstellungsgebäude. Die Veranstaltungen darin, ich erinnere an den schweizerischen Salon, an die große Anker-Gedächtnisausstellung des verflohenen, die Rheinlande-Ausstellung des kommenden Monats, haben immer eine stattliche Besucher-schar auch aus dem Auslande herbeigeführt. Neben Zürich besitzen Genf, Lausanne gute Ausstellungshallen; Interlaken hat in den letzten zwei Jahren eine Sammlung auserlesener Werke internationaler bildender Kunst beherbergt, eine Institution, die in weiten Kreisen des Auslandes, besonders der führenden Presse, warme Anerkennung fand. Die Bundesstadt hingegen leidet, in ihrer Bescheidenheit, seit Jahren Mangel an größeren, gut eingerichteten Ausstellungslokalitäten. Unsere Stadt entwickelt sich aber gerade in den letzten Jahren immer bewußter zu einem bedeutenden Sammelpunkt des Fremden-Verkehrs; sie wird es vollauf mit der Realisierung der bernischen Eisenbahnpolitik. Bedeutende Projekte zu Hotel-Neubauten, der neue Kursaal auf dem Schänzli sind Vorboten dieser strickten Entwicklung. Der fremde Reisende nun will heute schon, will morgen noch bestimmter nicht bloß unsere landschaftliche Staffage bewundern, er will auch das Volk in seinen Leistungen, Regungen kennen lernen. Dies wird ihm besonders durch gut organisierte Ausstellungen der verschiedensten Produktionsgebiete ermöglicht. Im Ausstellungsweisen aber macht sich in der letzten Zeit allgemein eine Wendung geltend, die große internationale Veranstaltungen als unzweckmäßig, nicht ökonomisch verpönt, dagegen einheimische, gut organisierte, reell durchgeführte Schausstellungen als weithin fördernd immer deutlicher bevorzugt. Mit Rücksicht auf diese Perspektiven erscheint uns der Mangel an Ausstellungs-räumlichkeiten bedenklich; er wurde zu einer Kalamität als man dem Gedanken der Landes-Ausstellung von 1914 in der Aufstellung eines Programms näher trat. Das Simmenthaler-Vieh, die Dampfturbinen von Derlikon und Baden, die Uhren des Juras, der Emmentaler-Käse, sie alle dürfen neben den vielen übrigen Gruppen nicht fehlen. Und darunter nehmen die Leistungen der bildenden Künste unseres Landes, wenn wir auch der Bewertung derselben im heutigen Auslande gedenken, unstreitig einen ersten Rang ein. Schweizerkunst, eigener Art. Um ihre Bedeutung noch besonders zu markieren und gleichzeitig dem Innern der Stadt

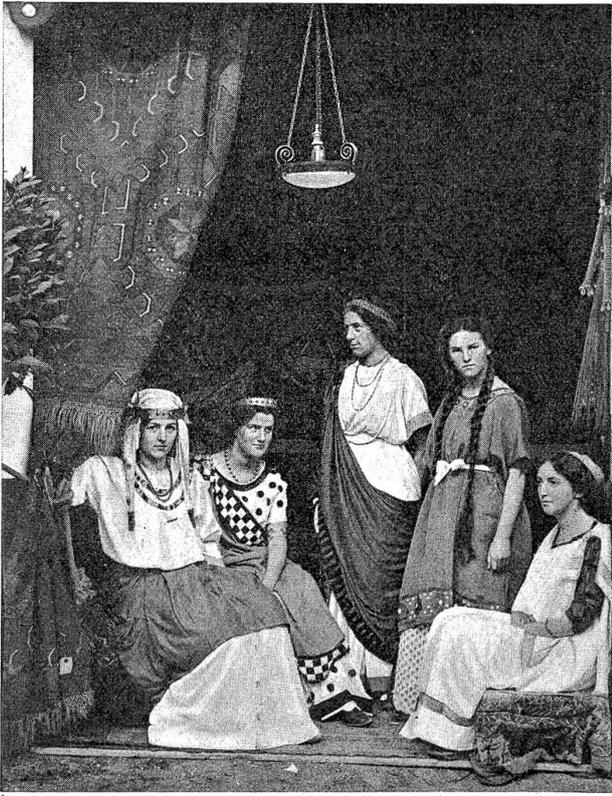
einen wesentlichen, edlen Akzent der gesamten Veranstaltung zu schenken, hat man die Abteilung der Künste losgetrennt, um sie in einem besondern Gebäude der Stadt zur Schau zu stellen. Damit wurde das Verlangen nach geeigneten, großen Räumlichkeiten von anderer Seite nochmals gestellt und auf den bestimmten Zeitpunkt von 1914 hin dringend zur Ausführung gemahnt. So ist denn vor etwas mehr als Jahresfrist ein Initiativkomitee zusammengetreten, dem Vertreter der Regierung, der Stadtbehörden und der Künstler-schaft angehören. In zu-vorkommender Weise hat die Gemeinde ein sehr geeignetes Bauterrain am jenseitigen Kopf der Kirchenfeldbrücke zur Verfügung gestellt. Aus einer engern Konkurrenz zur Erlangung von Vorschlägen zum Aufbau der Ausstellungshalle wurde das Projekt der Architekten Joß und Klausner B.-S.-A. zur Ausführung bestimmt. Das Gebäude über dem Ufer der Aare wird in seinem äußern Aussehen gleich den Charakter einer Ausstellungshalle verraten, d. h. die Form wird weder halb Bahnhof, halb Petersdom, halb Zirkus Busch, noch halb Patrizier-Landhaus sein. Es wird mit dem entsprechenden Gebäude jenseits des Brückenkopfes, mit dem Welttelegraphen-Denkmal eine architektonisch wirk-same Gesamtgruppe bilden, ein Werk, das uns alle angeht, ein Edelstein unter den Sehenswürdigkeiten Berns. Die Ueberlegung führte zu dem glücklichen Gedanken, in einer bestimmten Veranstaltung sich mit der Finanzierung an das gesamte Publikum zu wenden.

Dies erfolgte nun in der Gestalt eines Bazars in der städtischen Reitschule. Als leitende Idee zum Aufbau des Bazars fand der Vorschlag von Maler K. L. Born: Pompeji als Marktplatz und Theatrum aufzurichten, willkommenen Anklang. Die Idee wurde besonders als glücklich empfunden, da gewisse Entwicklungsphasen der gut pompejianischen Architektur in den Grundrissen dem dekorativen Arbeiten unserer Zeit durchaus entsprechen. Eine Ausgestaltung der gesamten Anlage war demnach innerhalb des Rahmens des Historischen



Kunsthalle-Bazar in Bern: Römer und Pompejanerinnen.

gegeben, ohne daß dabei die Forderungen unserer Zeit vernachlässigt werden mußten.

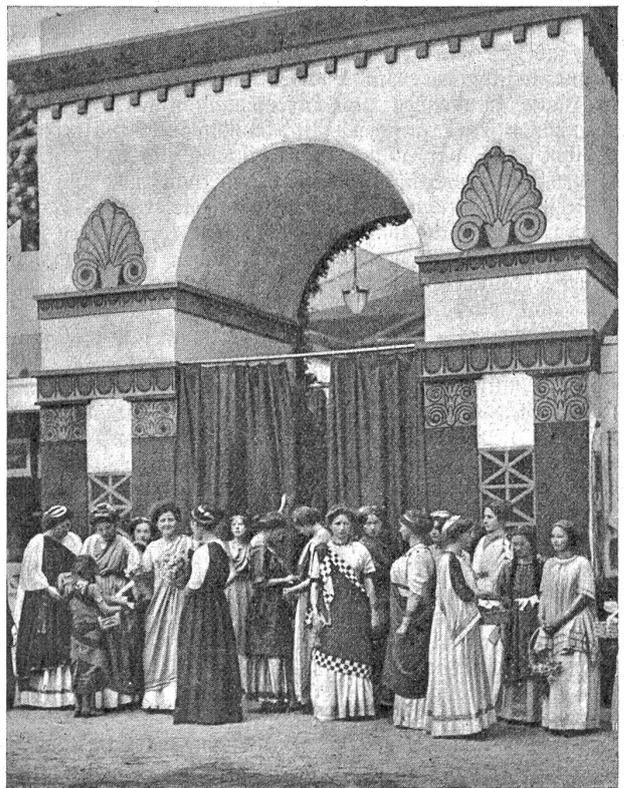


Kunsthalle-Bazar in Bern: Pompejanerinnen.

Während einer Reihe von Monaten nun bemühten sich in Bern hunderte von emsigen Händen nach Entwürfen von Künstlern (Albert Welti, Rudolf Mürger, Karl Hännly u. a.) mannigfaltige Waren zum Feilbieten in Neu-Pompeji anzufertigen. Ganze Familien verwandelten ihre Wohnungen in Ateliers, Kinder, Cousins, Onkel wurden angestellt, um Schachteln zu bemalen, einzufädeln, Applikationen zu nähen; der Papa selbst half lakieren und anstreichen. Vor der Reitschule wurden ganze Fuder Baumstämme abgeladen und vom Tapezierer sofort mit Stoff bespannt. In mächtigen Häuserfronten erstand der Kranz um den Marktplatz von Pompeji nach den Plänen der Architekten Foh und Klausner B. S. A., der Farbenstimmung von Maler E. Lind. Die gesamte Künstlererschaft Berns war tagelang tätig, die Wände, Dächer, Säulen zu streichen. Dem Marktplatz wurde nach hinten das römische Theater, nach Plänen von Architekt Otto Ingold, B. S. A., angeschlossen. Das farbenreiche Plakat von E. Cardinaux und die Tagespresse hielten die Gemüter in Spannung.

Und nun endlich war der langersehnte Tag herangekommen. Der kleine, farbig sehr wirksame Umzug der Künstler, das neu-pompejanische Auto mit einer Handvoll Bürger Pompejis, Männlein und Weiblein, die verteilten Zettel und Telegramme, wiesen immer aufs Neue auf die Sehenswürdigkeiten hin, gaben die Leistungen des Dramatischen Vereins, der Liedertafel, des Berner-Männerchors, des Stadtorchester, der Lovatofapelle, des Quodlibet-Orchesters, des allzeit regen Lauten-Sängers In der Gand, der Mädcheturnklassen, des Stadt- und Bürgerturnvereins zum voraus bekannt. Gleich am Eingang wurde man mit Zeddeln, Gedichten, Führern durch Pompeji (eine überaus witzige Leistung) überschüttet. Und nun das Leben des Innern, das im Scheine der elektrischen Ampeln vielgestaltig summt und klingelt, lacht und sang, zirpte und geigte, brüllte und flüsterte. Und erst die

Augen, was die zu sehen hatten! Der reizende Blumentempel in der Mitte des Marktplatzes, weiße Säulen im Kreise angeordnet von einem goldenen Dache überwölbt; darinnen herrliche Farbenafforde von Schnittblumen mancherlei Art im Zusammenklang mit dem Gold und Silber der Kleider der Frauengestalten. Zur Linken und Rechten des Einganges, an den Wandreliefs (Triumphzug) von Bildhauer Hubacher vorbei, fand der Besucher die Garfuche, die Weinschenke, Räume, die in der farbigen Ausstattung, im Schmuck der Flächen mit tanzenden, schwebenden Frauengestalten, hüpfenden Faunen aus dem Pinsel von E. Lind, E. Amiet, E. Bos, E. Cardinaux, L. Moilliet u. a. wie Wunder wirkten. Die Bewirtung der Gäste, der auch der 1. Stock, die Pergola diente, wurde allgemein als eine höchst vorzügliche bezeichnet, den pompejanisch-berniischen Leitern der Küche und des Kellers: Familie Menet-Studer, Hotel „Pflüster“, Familie Zimmermann, „Zeitglocken“, zur Ehre gereichend. In den übrigen drei Seiten waren Verkaufsstände mannigfacher Art in farbig fein gestimmten Nischen untergebracht, eine Confiterie, ein Tabackladen, pompejanisches und modernes Kunstgewerbe, Töpferei, Südfrüchte. Daneben die nach dem neuesten Stande pompejanisch-pharmakologischen Wissens ausgestattete Apotheke, die Ausgrabungsstätte unter fachkundiger Leitung von E. A. Loosli, ein nie fehlendes Orakel, eine Champagner-Trinkstube und nicht zu vergessen ein mit Falltüren verschlossener Karzer. Im Hause zum Turm hatte im ersten Stock Maler Balmer ein Atelier für Schnellportraituren eingerichtet, das von schönen Frauen mit reichem Haarschmuck und feinen wallenden Kleidern aufgesucht wurde. Im Theater stand den amphitheatralisch angeordneten Sitzplätzen die Bühne gegenüber; eine imposante Säulenhalle, deren Wände mit weichen, farbenschönen Teppichen (Meyer-Müller, Teppichhaus) gebildet waren. Im Giebelfeld des Daches prangten drei weibliche Gestalten, von E. Cardinaux in Farbe gesetzt. Der gesamte Raum des Theaters erwies sich akustisch als ordentlich gut angelegt. Zu all diesem Ueberfluß an Schönheit nun noch die jugendfrischen, strahlenden Gestalten der Verkäuferinnen in ihren geschmackvollen Gewändern



Kunsthalle-Bazar in Bern: Eingang vom Marktplatz zum Theatrum.

(zum großen Teil nach Entwürfen von R. Mürger, Maler), die markigen Gestalten der bernischen Künstler in mannigfaltig interessante Rüstungen gesteckt. Die hier eingestreuten Bilder mögen fernerstehenden, späteren Zeiten einen schwachen Abglanz des überaus gelungenen Verlaufes dieses bernischen Festes vermitteln. Wir wollen hoffen, daß auch der klingende Erfolg, den der Hauptkassier Eugen Glückiger, jeden Abend getreulich im Auto nach Hause führte, nach Schluß der großen Addition ein ebenso erfreulicher werde.

Und nun noch eine ganz apparte Freude, die mir speziell blühte, die ich aber dem Leser nicht vorenthalten möchte. Am Donnerstag Abend, also am 4. Abend, als die Wogen des Festes am stärksten brandeten, entdeckte ich in einem förmlichen Kranz von auserlesenen schönen Mägdelein — den Zürihegu — ähä gäu, du machsch Auge, he! Nume nid gsprängt, seit dr Bärner, aber gäng hü!

Hermann Röthlisberger, Bern.

Durch die Wälder.

Durch die Wälder mußt du schweifen,
Die im Sonnenstrahle prangen,
Durch die grünen Wälder streifen,
Ist dein Herz von Gram befangen;
Laß von Quellen, laß von Bächen
Über dich den Segen sprechen!

Nicht in einer dumpfen Klause
Sitze mit des Schmerzes Geistern!
Herrschen werden sie im Hause,
Draußen wirst du sie bemeistern;
Draußen vor dem freien Glücke
Slehn sie schein und klein zurücke.

In der Lüfte Wellen tauche
Deine Brust, die kummerchwüle,
In des Himmels reinem Hauche
Deine heiße Stirne kühle!
Schau, allüberall liegt offen,
Wie gediegenes Gold, das hoffen!

Wieder lernst du frohe Lieder,
Und mit menschlich schönem Criebe
Lernest du die Liebe wieder,

Ach, die längst vergeß'ne Liebe!
Quellen, Bäume, Blumenkerzen
Reden dir von Menschenherzen.

J. Hammer.

Der stille Garten und die schöne Frau.

Skizze von Klaus Leuenberger, Bern.

(Nachdruck verboten.)

Als Franz noch ein großer dummer Bub war und Lehrling in einer „Hof“-Druckerei mit einem Dach aus immergrauem Scheibenglas, da führte sein Weg jeden Morgen und jeden Abend an einem hellen Hause in einem stillen Garten vorüber. Dieser Garten und dieses Haus gehörten einem feinen Herrn und einer schönen Frau, die er jeden Tag in ihrem Garten sah. Einmal saß der Herr in einem bequemen Lehnstuhl und las still und beschaulich in der Zeitung oder er blätterte in einem Buche. Ein anderes Mal schnitt die schöne Frau Rosen — rote Rosen, so schön und rot, wie frisches Blut, und weiße, wie das Weiß der vollen Milch. Und wie Franz abends auf seiner Bodenlampe im Bette lag, da flammte in ihm der Wunsch auf, auch einmal in einem solchen Hause zu wohnen und in einem so stillen Garten mit einer schönen Frau zu sitzen. Und er schwor es sich bei allem was ihm heilig war, nichts zu versäumen, um dieses Ziel zu erreichen. Lange Stunden in mancher Nacht mied ihn darob den Schlaf; dann lag er in seinem Bett und träumte wachend von dem hellen Haus im stillen Garten und der schönen Frau. Er sah sich selbst an der Seite einer solchen Frau und hörte das leise Klatschen ihrer Kleider. — Er würde sie lieben. — Abends würde er in weichen Polstern sitzen im rubinroten Zimmer. Die Lampe wäre rot verhängt und tauchte das Zimmer in sanftfeurige Farbenglut. Und wenn er einmal müde und mutlos wäre, würden sich weiche kühle Frauenhände auf die Stirne legen. Dann wieder würde sie am Flügel sitzen und leise, traumhaft leise Akkorde spielen. Wenn er dann endlich einschlief mit seinen hungrigen Wünschen im Herzen, erwachte er am andern Morgen in zerwühlten Kissen und mit einem fiebernden Durst nach dem Leben. Und wenn er dann am Kasten stand und neue Zahlen in den Kurzzettel setzte, oder den Wetterbericht abänderte und Buchstaben um Buchstaben zu einem Ganzen fügte, da war es ihm manchmal, als ginge die schöne Frau über seine Fächer weg in leichtem Wiegeschritt und schlanker Form. Dann irte sein Blick den weißgedünchten Wänden entlang bis zum Grauglas ob seinem Kopfe und suchte die Lucke, um sehnsüchtig in den Streifen Himmel zu tauchen, der hier bläute.

Als aber dann die Lehrzeit zu Ende war, da war sich Franz bewußt, daß nun das Leben erst anfing und es schüttelte ihn vor Freude. Er war kein Schüchlerling. Mutig legte er sich mitten auf die Woge und ließ sich sanft zur Höhe und

in Tiefen schaukeln. Sein Geist wohnte sich an diesem Auf- und Niedergang, an der Grandezza und dem Marientum, die sich auf ihr spiegelten. Und indem er seine Gegner niedertrat und nicht selber niedergetreten zu werden, konnte er sich immer auf der Oberfläche halten. Dann aber war ihm die Arbeit alles. Er las und lernte bis tief in die Nächte hinein, machte Entwürfe und Pläne und schrieb Beobachtungen in sein Notizbuch. Er reiste durch Dörfer, Städte und Länder. In jedem neuen Betriebe entdeckte er immer neue Zweige seines Berufes die er kennen lernen wollte und jedesmal stürzte er sich mit Feuereifer in die neue Arbeit. Er hatte große Erfolge. Noch jung wurde er an die Spitze von Unternehmungen gestellt und wenn es galt besondere komplizierte Arbeiten auszuführen, so wurde sein Rat herbeigezogen. Und mit den Erfolgen mehrten sich seine Einkünfte. So kam es, daß er sich seines Jugendtraumes erinnerte.

Er nahm also ein schönes Weib und zog mit ihr in ein kleines Haus in einem stillen Garten. Als er nun mit seiner Frau im Garten saß, in seinem blaßeseda Rohrseffel, da blühte und duftete es um sie her, stark und aromatisch, denn es war ein Frühsummerabend. Er aber las in einem Buch und ab und zu schrieb er eifrig in sein Notizbuch; seine Frau wandelte im Garten auf und ab. — Als er noch die Zeitung gelesen hatte, sagte er sich, er könnte doch den Abend benutzen, um die Tagesgeschäfte nachzuprüfen. Er begab sich also in sein Arbeitszimmer, auf 5 Minuten, wie er sagte. Aber als er dann wieder in den Garten trat, waren seine Bäume und Blumen vom Schleier der Nacht umhüllt, und seine Frau war schlafen gegangen; sie hatte sich gelangweilt, so alleine. Seine vielen Geschäfte, die ihn zwar überall bekannt machten und gut gingen, wie seine Freunde sagten, machten ihm an jedem Abend den Kopf heiß und die Schultern schwer. Deshalb tappte er sich an diesem Abend durch die Dunkelheit nach einer einsamen Bank und führte seine Gedanken auf eine Reise ins ferne Jugendland. Er dachte, wie herrlich es doch vor 20 Jahren gewesen sei, als Lehrling in der „Hof“-Druckerei mit den schönen weißen Wänden und dem Glasdach mit den vielen Lucken, wo man den blauen Himmel sah, wenn sie offen standen. — In seinem hellen Hause aber schlief seine schöne Frau und in seinem stillen Garten blühten die Rosen so stark, die roten und die weißen. Aber er wußte es nicht, denn er hatte keine Zeit mehr zu solchen Gedanken.